

Des deutschen Volkes Mannesalter

Ansprache, gehalten an einem vaterländischen Abend zu Epseyer am 14. April 1918 von
Peter Schneider

Verehrte Damen und Herren!



an schrieb das Jahr des Heils 1831. Ein Jahr zuvor hatte der Julisturm zu Paris den König der Franzosen Karl X. vom Thron geblasen, hatte Ludwig Philipp durch der Bürger Gnaden ihn bestiegen. Ob dieses Vorfalls gewaltig aufgebläht, schlug der gallische Hahn vernehmlich mit seinen Schwingen und krächte über die Landesgrenzen hin sein schrilles Freiheitslied, vor dem die deutschen Tauben bewundernd und eingeschüchtert sich ducken sollten; der Hahn wußte ja, daß ihr Schirmer, des alten Römischen Reiches doppelsköpfiger Adler, längst eines seligen Todes verblichen war und ausgestopft, unschädlich, in der Gerümpelkammer des deutschen Volkes hing. Um dieselbe Zeit sah zu Paris mit zerrissenem Gemüt der deutsche Dichter Heinrich Heine. Ihn hatten tiefste Enttäuschungen vom Boden seines Geburtslandes weg in das gepriesene Eden der Freiheit getrieben; von ihm war dazumal kein freundliches Wort für Deutschland zu hoffen. Aber nicht umsonst hatte seine Jugendjahre der Sturmhauch der Befreiungskriege umweht. Das anmahende, gefährliche Krähen des gallischen Hahnes stimmte ihn bedenklich und in dieser Stimmung schrieb er die Verse:

„Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme;
Sie säugt es nicht mit süßer Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder, hütet euch
Mit dem jungen Butschen zu hadern!

Er ist ein läppisches Nieselein,
Reißt aus dem Boden die Erde
Und schlägt euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe mindelweiche!“

Wenn nun der Dichter weiter singt, daß Deutschland, dem jungen Siegfried gleich, den häßlichen Drachen erlegen, dessen Hort rauben und auf seinem Haupt die goldne Krone werde blitzen lassen: so mögen wir Söhne der Helden von 1870 und wir Teilhaber einer so gewaltigen Gegenwart gerne gestehen, daß der Sänger, dessen empfindsame Nerven unter den elektrischen Wellen der deutschen Kraft erbebten, in Wahrheit hier ein Seher gewesen ist. Auch dessen sind wir gerne zufrieden, daß Heine hier ein ganzes Volk unter dem Bild eines wachsenden Menschen uns vor Augen stellt; sind wir doch gewohnt das große Wunder des Menschenlebens, das wir alle in süßer Unbewußtheit zuerst, dann mit immer

sehenderen Augen in uns erfüllen, auf alles Lebendige außer uns zu übertragen. Eines nur ist fraglich: ist unser deutsches Volk, wie es Heine sah und wie unsere Zeitgenossen es sehen, noch ein junger Fant? ein täppisches Kieselstein? Oder steht es vielleicht auf einem anderen Punkte des Lebens? Wäre Deutschland in diesen schweren Tagen seiner Lebensstufe sich immer klar bewußt gewesen, mir deucht, wir wären zuweilen besser gefahren. Haben Sie denn, verehrte Mitbürger, die Güte sich von meiner Hand einen von rascher Eile beflügelten Gang durch die Vergangenheit unseres Volkes führen zu lassen, damit wir miteinander die gestellte Frage beantworten, die Ihnen in diesem Augenblick noch unnützlich und wunderbar genug erscheinen mag!

Vor unseres Volkes Wiege hängen noch kaum gelüftete Schleier. Aber von seinen Knabenjahren erzählt bereits, wenn auch noch lückenhaft, die Geschichte. — Zwei Gefühle sind des Kindesalters stärkste Triebfedern: der Hunger und die Lust an glänzenden Dingen. In unbewusster Kraft, ihre Bestimmung nur dunkel vorführend, sahen des deutschen Volkes Mutterstämme samt ihren Brüdern in Mitteleuropa, dem weltbeherrschenden Römerreich im Norden vorgelagert. Die Not des Lebens und knabenhafte Sehnsüchte stachelten sie zum Anlauf gegen das alternde Römerreich. Wie wohl ein junger Bursche, den nagender Hunger peinigt, einen morschen Gartenzaun eindrückt und, das gierig glänzende Auge auf eines Fruchtbaums süße Lockungen gerichtet, den altersschwachen Hüter des Gartens über den Haufen wirft, daß ihm jählings Bewußtsein und Leben schwinden: so überrannten die Germanen des Südens vergreifte Herren und nahmen frohlockend von ihrem schönen Garten Besitz. Fuhangeln und giftige Früchte bereiteten noch vielen von ihnen den Untergang; aber in den nördlichen Randgebieten blieben gesund und fröhlich seßhaft die Franken, die Alamannen, die Bayern.

Und es glitten dem siegreichen Volk die Knabenjahre hinüber zum Jünglingsalter. Die langen Lehrjahre begannen; vor dem Jüngling stand ein Lehrer mit ernstem und einer mit heiterem Antlitz, Christentum und antike Kultur, und sie formten an seiner bildsamen Seele, bis der hochausschießende Sproß in der hohen Schule der Kreuzzüge die Feinheit und Weisheit altmorgenländischen Lebens und Behagens in sich aufnahm und von Frankreich, seinem älteren Schulkameraden, manch glücklichen Gedanken in seiner Brust verschloß und verarbeitete. Diese Lehrjahre waren auch verschönt von den zartesten, adeligsten Gebilden des Jünglingsalters, von Idealen. Im Frankenreich der Merowinger und der Pippiniden schien sich der schöne Traum von einer dauernden Vereinigung der germanischen Stämme erfüllen zu sollen, im Reiche Karls des Großen wuchs dieser Gedanke über die Grenzen des Deutschtums hinaus und gewann als Heiliges Römisches Reich, als christliches Gottesreich auf Erden, greifbare Gestalt. Dem jüngerhaften deutschen Volk erblühten aber auch innigster Minnesang, ernstestes Heldenlied, hehrste Baukunst. Nicht verschont blieb es von den Stürmen, die in Jünglingsbrüsten zuweilen toben, von der Dumpfheit und Torheit schwerer Stunden, von weltchmerzlichen Gefühlen. Aber als den Jüngling ein Hauch von Männlichkeit zu überwehen begann, da durchbrauste seine Adern, durchdrang sein

Mark ein göttliches Gefühl und seine überströmende Kraft machte die Länder bis hinab zur blauen Adria, bis hinein in die Steppen Ungarns, bis hinauf zu den masurischen Seen, den livländischen Sümpfen zu deutscher Heimat. Dies waren die tausend Jahre, die wir Mittelalter nennen, und unter diesem Namen hat sie schon mancher belächelt oder geschmäht; aber kein Wissender denkt anders als mit innigster Rührung an diesen Mai unseres Volkes, an seine lachende Siegfriedskraft und seine zarten Frühlingsträume. —

Besinnlicher als der Jüngling zu sein ist des Mannes Ehrenschnuck; er fügt die aufgehenden Mauern, er zimmert das Dachgebälk seiner Weltanschauung. Unter einem seelischen Streit, der sein Innerstes erschütterte, unter den gewaltigen Wehen der religiösen Kämpfe und Kriege trat das deutsche Volk in seine Mannesjahre. Darauf hatten die Nachbarn gelauert; wenn Michel mit seiner Seele stritt, war es leicht in seinem Hause zu stehlen und zu plündern. Des deutschen Volkes Haus und Hof ward im tränenreichen Krieg der dreißig Jahre, ward in den Jahrzehnten des Sonnenkönigs, ward in der Zeit der Sansculotten und des Kaiser gewordenen Advokatensohns der Tummelplatz fremder Überhebung und Unverschämtheit, bis, spät genug, des deutschen Volkes Mannesstolz und -grimm erwachte in der glorreichen Zeit vor hundert Jahren. Dann aber galt es ein neues Haus zu bauen; denn das alte war zusammengestürzt. Bis der Bauplatz gefunden, die Grundrechte erworben, bis alle Hindernisse beseitigt, die stolzen Quader aufeinandergelegt, die Stiebel bekrönt waren, vergingen wiederum Jahrzehnte. Aber nun stand es da und ragte herrlich in die Himmelslüfte, das neue Haus des Mann gewordenen deutschen Volkes — bis der lauernde Neid der Nachbarn, zum bittersten Haß gesteigert, sich noch einmal an ihm und dem Köstlichen, das es barg, zu vergreifen gedachte.

So sind wir auf unserem raschen Gang schon mitten in die Gegenwart gelangt, von deren Herrlichkeit die Zukunft singen, deren Bitterkeit das Geschlecht von morgen schon nur mehr ahnen wird. Was Deutschland „im Wolkenbruch der Feindesklingen“ geleistet, ist unbeschreiblich; daß zuweilen seine Knie wankten, daß Ohnmacht seine Augen umfloreu wollte, daß in die gewaltigen edlen Linien des Heldenbildes kleine, weniger edle Züge sich drängten, ist menschlich. In solchen Augenblicken mußte uns das Vaterland durch seine berufenen Männer mit dringlichsten Bitten mahnen, an alle Ideale der Vergangenheit erinnern, uns alle möglichen Folgen der Ermattung vor Augen stellen. Man schelte mich nicht, wenn ich sage, daß man hier nicht immer richtig verfuhr! Der stärkste Antrieb zum Guten, zum Edlen liegt nicht in dem Befehle: „Das sollst du tun!“ sondern in der Feststellung: „Das bist du, und das ist deiner würdig!“ Man schelte mich umso weniger, als die Gefahr ja noch nicht vorüber, als die Aufgaben, die im Krieg und nach dem Krieg unser harren, schier Übermenschliches fordern werden. Verbraucht ist so manche gute Mahnung, die Monate lang ihre Wirkung nicht verfehlte; aber ein uner schöpflicher Born ist das Bewußtsein des eigenen Wesens und Wertes. Darum rufe ich, und rufen Sie es mit mir den Volksgenossen zu: „Deutsches Volk, Du bist ein Mann! Längst vorüber sind die Zeiten Deiner

täppischen, ungeschlachten Kindheit, vorbei die Jahrhunderte jünglingshafter Leidenschaft und Träumerei, hinter fernem Zukunftswelten liegt noch Dein zages Greisentum; aber heraufgezogen ist die Zeit Deiner ruhigen, selbstsicheren, in Leiden erprobten Manneskraft. Siehe, sie ist noch unerschöpflich. Stücke haben sie Dir vor Jahrhunderten schon aus Deinem Leibe gerissen, Du lagst darnieder wie kein anderes Volk Europas, aus tausend Wunden blutend, auf Dir ruhte die Verachtung der Welt, Du konntest sagen: „Sie haben alle meine Gebeine gezählt“. Was hat es Dir geschadet? Sind's nicht Schwertschläge wie Deines alten Volkshelden Dietrich von Bern, die Du in diesen Stunden führst? Mußt Du erst von anderen Dir sagen lassen, daß Du Jung-Siegfried bist, vor dessen Steinwurf Ruhlands riesenhafter Turm zusammenbrach?“ —

Es ist freilich wahr: wir Menschen und wir Völker fallen zuweilen in die Untugend, in die Schwäche längst verlebter Altersstufen zurück. Stürzt sich ein Ungeheures, Unerwartetes auf uns, so droht auch zuweilen dem Mann die Selbbsinnung aus dem Gehirn zu schwinden und er stammelt, er tut Kindisches, Greisenhaftes. So durchlebte unser Volk, wenn mich nicht alles trügt, im reichenden Verlauf dieser vier Kriegsjahre die Entwicklung eines Menschenlebens, wie sie ein Dichter aus Deutschlands Maienzeit, der edle Sänger Wolfram von Eschenbach, so ergreifend geschildert hat. In weltfremder „Dummheit“ aufgewachsen, in seinem Vernalter mit einem fragwürdigen Grundglaube ausgerüstet, verschert sein Held Parzival das höchste Glück, das er auf Erden hätte erreichen können. Da packen ihn des Zweifels finstere Gewalten und er irrt durch die Lande mit einem verwüsteten Herzen, das keine Liebe mehr fühlen kann für Gott und Menschen. Ein Seelenarzt heilt endlich den Riß in seinem Gemüt und weist ihn zum richtigen Weg, auf dem er zur irdischen Sælde, zur Glückseligkeit emporsteigt. — Huldigte nicht unser Volk vor dem Krieg weltfremder Vertrauensseligkeit gegen Mächte, denen es nie hätte trauen dürfen? Verschertzte es sich nicht in jugendlicher Torheit die Hilfe von Völkern, die es zu seinen Freunden hätte machen können? Und als das Kriegswetter schon hereingebrochen war, vergaß da unser Volk nicht allzusehr, daß auf die Spitze getriebene Milde und Gerechtigkeit die schönsten Tugenden des Alters sind, aber nicht so vordringlich und bezeichnend für einen Mann in der Jahre Blüte, der seiner Haut sich zu wehren hat gegen rücksichts- und erbarmungslose Gegner? Dann kamen nach einem glänzenden Anfang Rückschläge, Enttäuschungen, gefährliche Augenblicke, tränenwerte Verluste und, einzeln zuerst, dann in immer dichterem Scharen, ein geisterhaftes, unheimliches Heer, schlichen, strömten, stürzten herbei die Schattengestalten der Entbehrungen an der Front und in der Heimat. Ich frage: ist in diesem Saal, in dieser Stadt, in ganz Deutschland auch nur einer, auf dessen Brust in diesen vier Jahren nicht zuzeiten der Alp des Zweifels sich legte: bei diesem der Zweifel an unserem Glück, bei jenem an Gottes Erbarmen, bei einem dritten an unseres Heeres Stärke und unserer Führer Tüchtigkeit, wieder bei einem anderen der Zweifel an unseren Bundesgenossen, bei einem fünften vielleicht auch der nächtlächste von allen, schlimmer als Kriegswucher und Volksausbeutung, der Zweifel an der ehrlichen Vaterlandsliebe bewährter Volksgenossen?

Aber sind wir auch in die Tiefen des Parzivalzweifels hinabgestiegen: wohlán, ein Seelenarzt von gewaltiger Kraft ist zu uns getreten, die Prüfung, die unerhörte, die die letzten unserer schlummernden Kräfte entband und des deutschen Volkes Mannesbewußtsein auferweckte. Sie hat uns hingewiesen auf des Mannesalters schönste Tugend, zu der nicht schwache Kindheit, nicht stürmische Jugend, nicht mattes Alter imstande sind, die edle Prometheustugend Beharrlichkeit. Unter ihrem Zeichen laßt uns hinschreiten zur schmerzlichen Verkärung dieser Drangsal! Du gleichst einem Manne, mein deutsches Volk, über dessen Haus und liegende Güter ein furchtbares Unwetter herein gebrochen ist. Hagel ist auf Deine Brotrucht herabgeprasselt, von Deinen Lieblingsbäumen so manchen stolzen Ast hat Dir der Sturm höhnisch vor Deines Hauses Schwelle hingeschleudert, von Deinem Dache Ziegel herabgeschmettert und durch zertrümmerte Scheiben seinen eßigen Hauch bis in Deine innersten Gemächer getragen. Ein Siehbach vollends, von Sekunde zu Sekunde anschwellend, drohte seine mit Schlamm und Felstrümmern vermischte Flut mitten durch Dein Besitztum geradenwegs auf Dein Haus zu lenken. Da eilstest Du mit Deinen treuen Gefährten im Wettergraus fort, den Eindringling abzudämmen, und in rastloser, atemraubender, übermenschlicher Arbeit ist's Dir gelungen. Noch ist nicht alles vorüber und Du mußt aushalten am aufgeworfenen Damm, denn noch viel Regenwasser strömt von den Bergen herab. Aber matter umzucht Dich der Blitze Schein, langsam beginnen die Wolken zu weichen, und wie die Sturmnacht sich erhellte, siehst Du aufrecht stehen Deines Hauses Mauern, in den Grundfesten unerschüttert. Jetzt nur noch einmal die Sehnen gestrafft, leidensgeprüfter Mann! Schon hat sich auf den höchsten Siebel, den eben noch die Sturmgeister umtanzten, gleich einem Friedensboten ein Böglein gesetzt und schmettert sein Lied in die hageldurchkühlte Luft. Halb verschlungen noch von fallenden Regens Rauschen und fernabziehendem Donner, aber deutlich vernehmbar dem laufenden Ohr, klingt es herüber:

„Dulde, gedulde Dich fein!
Über ein Stündlein
Ist Deine Kammer voll Sonne“.





Über das Vorkommen von Wasserschöpfrädern in der Fränkischen Alb und ihrem Vorlande

Von Dr. Hans Gleichberger, München



inen auffallenden landschaftlichen Schmuck einiger Täler der Fränkischen Alb und ihrer Grenzgebiete bilden Wasserschöpfräder, beim Volke bloß Wasserräder geheissen, die den Zweck haben, das Raß der Flüsse zu heben, in Rinnen auszugießen und dadurch die Wiesen der Talsohle künstlich zu bewässern. Zahlreicher finden sie sich im Albvorlande als im Gebirge selber. Wer die Landschaft zwischen Forchheim und Fürth nur einmal während des Sommers untermags durchgemessen hat, wird die geradezu merkwürdige Häufung der erwähnten Wasserhebemaschinen im Rednitzflusse beobachtet haben. Betreten wir hingegen den Gebirgsabschnitt der Wiesent, so fällt das spärliche Vorkommen der Räder sofort in die Augen. Das ist begreiflich. Der Rednitzgrund, bedeutend breiter und trockener als die Wiesentfurche, hat eben zur ausgiebigen Benetzung der weiten Talauwe eine viel größere Anzahl von Wasserhebevorrichtungen nötig als diese. Unerklärlich ist nur, warum sie unmittelbar unterhalb Forchheims plötzlich verschwinden, während sie oberhalb der alten Rednitzstadt in dichtester Schärung auftreten. Man sagt zwar, der Fluß habe schon in alten Zeiten von Forchheim ab als Schiffsfahrtsstraße gedient¹⁾ und deshalb sei eine Besetzung der Laufftrecke von der genannten Stadt abwärts mit Wasserrädern nicht möglich gewesen; denn die den Aufstau bewirkenden, die ganze Flußbreite einnehmenden Grundbäume würden die Fahrrinne gesperrt haben. Allein ebenso unaufgeklärt ist, warum man unterhalb Forchheims nicht später, nachdem die Landstrassen besser geworden waren und man auf die Benützung des Flusses als Verkehrsweg nicht mehr angewiesen war, mit der Anlage von Schöpfrädern begann. Es scheint eben, daß Vorhandensein und Häufigkeit der

¹⁾ Meistens beruht man sich dabei auf Einhard, den Verfasser der Lebensbeschreibung Karls des Gr. als Kronzeugen. Sgl. Annales Einhardi, S. 178; ferner: J. G. Prändel, Erdbeschreibung der gesammten pfalzbaierischen Besitzungen. Amberg 1806, S. 153; J. G. Köppel, Wasserische Reise durch die beiden fränk. Fürstenthümer Baiern und Anspach I. Erlangen 1816, S. 25; Car. Henric. de Lang, Regesta Circuli Reratomensis. Sectio I. Nürnberg 1837, S. 4; Münzenthaler, Besch. der Stadt und Zeitung Forchheim. Bamberg 1852, S. 9; J. B. Deuber, Gesch. der Stadt Forchheim. Forchheim 1867, siehe unter „Ergänzungen und Berichtigungen“; M. Hübel, Beiträge z. Gesch. der Stadt Forchheim im 16. Jahrh. Bamberg 1898, S. 10.